

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
<b>Herausgeber:</b>	Verband Schweizerischer Privatschulen
<b>Band:</b>	13 (1940-1941)
<b>Heft:</b>	7
<b>Artikel:</b>	Gottfried Keller als Erzieher
<b>Autor:</b>	Schmid, M.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-850644">https://doi.org/10.5169/seals-850644</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# SCHWEIZER ERZIEHUNGS-RUNDSCHAU

ORGAN FÜR DAS ÖFFENTLICHE UND PRIVATE BILDUNGSWESEN DER SCHWEIZ

50. JAHRGANG DER „SCHWEIZERISCHEN PÄDAGOGISCHEN ZEITSCHRIFT“, 34. JAHRGANG DER „SCHULREFORM“

Herausgegeben von Dr. K. E. Lusser, St. Gallen, in Verbindung mit Dr. W. v. Gonzenbach,  
Professor der Eidgen. Techn. Hochschule, Zürich, Universitäts-Professor Dr. H. Hanselmann, Zürich, A. Scherrer, Schulinspektor des Kantons Appenzell A.-Rh., in Trogen, Univ.-Professor Dr. C. Sganzini, Bern. Redaktion: Dr. K. E. Lusser, Rosenberg, St. Gallen

ST. GALLEN

OKTOBERHEFT 1940

Nr. 7 XIII. JAHRGANG

## Gottfried Keller als Erzieher.

Von Seminardirektor Dr. M. SCHMID, Chur.

Wenn erziehen heißt: den Menschen in die Gemeinschaft stellen, im Heimatgrund verwurzeln, im Volke verketten, in der Aufgabe für sich selber und für das Ganze klären, dann ist doch wohl der große Dichter der große Erzieher. Er schildert die Welt, wie sie sein soll: die Erde in der Schönheit ihres Werdens und Vergehens, den Menschen in seiner Bestimmung und seiner Beschränkung, in seinem Hoffen und Verzagen, Siegen und Unterliegen; er läßt die Ewigkeit von morgenschönen Bergen in Verstrickung, Irrsal und Schuld der Zeit rauschen, die tiefsten Saiten wahren Menschentums erklingen; er macht immer wieder das Urbild aufgehen, das wir Kleinen verschüttet in uns tragen, daß es uns bewußt werde, „durchsichtig wie Kristall“.

Wer wollte bestreiten, daß Gottfried Keller die Schweizer Landschaft einmalig gefaßt hat? In den Spiegelungen aller Tages- und Jahreszeiten, in Regen, Sturm, Mittagsglast und Abendkühe, gekrönt von den Sternen der Nacht, läßt er sie vor uns erstehen. Bei ihm ist sie Wort geworden, erklingt und singt, und man braucht ja nicht auszuführen, daß es nicht zuletzt seine Landschaft ist, die ihm, auch im Ausland, das Signum Schweizer Dichter gibt. Keller führt uns zur Natur, erfüllt uns mit Ehrfurcht vor der Natur, gibt uns glanzerfüllte Heimat.

Aber die Landschaft ist noch nicht die ganze Heimat. Das Rütli ist nicht allein das stille Seegestade, zu ihm gehört auch das schicksalhafte Geschehen, in dem der Sinn unserer vaterländischen Geschichte seinen ersten, klaren Augenaufschlag tut. Heimat ist auch Geschichte. Sind wir mit der heimatlichen Erde durch Kräfte des Gefühls verbunden, so ist es der helle Geist, welcher das geschichtliche Geschehen begreift. In Kellers Werken, Briefen und Reden blickt überall der historische Sinn, die geschichtliche Erkenntnis, auf. Im „Grünen Heirich“ ist ihm die

schweizerische Nationalität die Verkörperung der lebendigen Idee, die seit uralten Zeiten über den Bergen des Landes schwebt und die Menschen geformt hat. Selbstverständlich fühlt er sich mit dem kulturellen Deutschland verbunden, aber vom politischen Reiche hat er sich bestimmt abgetrennt, wie aus vielen Stellen belegt werden könnte. Mit welchem Eifer und Leidenschaft hat er die Stürme um die Verfassung mitgemacht, mit wie viel Liebe das neue Schweizerhaus, das Haus zum Schweizerdegen, bekränzt und bewimpelt, mit welch großer Kunst die vergangenen Schicksalszeiten der Heimat heraufbeschworen! Zwar schreibt er nicht historische Erzählungen in dem Sinne, daß er eine große geschichtliche Persönlichkeit zeichnet und das Gewebe schimmernder Geschehnisse um ihr Schicksal rankt. Entscheidend ist ihm immer das allgemein Menschliche, nicht der Ablauf der überlieferten Historie. Aber wie weiß er sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, das Lokal- und Zeitkolorit zu treffen, durch die sprachliche Nuance zu charakterisieren und in hundert Zügen ein buntes und bewegtes Leben ablaufen zu lassen. Das ausgehende 13. Jahrhundert mit der sterbenden zarten Blüte des Minnesanges ist ihm so vertraut wie der ruhmlose Niedergang des Rittertums, den er im aufgedonnten Narren Butz Fallätscher greifbar nahe rückt; die Zunftstuben, auf denen Zwingli zum Plaudern einkehrt, kennt er so genau wie den wilden Marschritt der Söldner im „Dietegen“. Ob Johannes von Schwaben auf fernen Höhen geisterhaft vorüber reitet, ob Salomon Landolt seine ehemaligen Flammen auf dem stattlichen Schlosse vereinigt, ein tolles Rekrutenstücklein in der nächtlichen Kaserne ausgeheckt wird, alles ist gesehen, echt, von untrüglich wahrer Substanz. In der Waffensammlung kennt er jeden Schwertknauf, im Edelschrein jeden Pokal;

die Zier alter Schriften verbirgt ihm keinen Schnörkel. Wie unvergleichlich charakterisiert er in der „Johannisnacht“ den alten Fritz, der sich näselnd und hänselnd an den Herrn Chirürge von Zürch wendet! Ueberall ist ihm die Geschichte ein lebendiger Strom, der die Gegenwart speist. Wie er im „Grünen Heinrich“ sein Leben rückblickend zu begreifen sucht, so deutet ihm die geschichtliche Vergangenheit manchen Weg der Entwicklung und gibt der Gegenwart Fülle und Brauch. Muthesius berichtet, daß Goethe das an Pestalozzi und vor allem an dessen Jüngern verdrossen habe, daß sie der Geschichte und Tradition so wenig Bedeutung beigegeben. Bei Keller liegen die Dinge anders, und man darf wohl behaupten, gerade weil er geschichtlich denkt, verlangt er Erziehung, Bildung, Schule.

Hier zeigt sich der Erzieher: Demokratie beruht auf dem Glauben an die Macht der Erziehung. Wie oft beschwingt er Keller die Feder! Sein Schulerlebnis war ja nichts weniger als erfreulich; aber die Schule ist ihm trotzdem nicht nur eine notwendige, sondern auch heilsame und schöne Einrichtung. Er belächelt sie nicht mit eitler Ueberheblichkeit; er macht sie nicht gering mit der großsprechenden Geste des vermeintlichen Genies; er entlädt nicht den lange verdrängten Haß des ewigen Weltverbesserers über ihr. Sie ist ihm trotz aller Unzulänglichkeiten eine bedeutsame Erziehungsstätte, der die heilige Sorge des Staates und aller Freien gelten müßte. Dem Schulleben überlagert er darum später eine höhere Schicht, Universität und Wissenschaft, die er mit Ernst, großer Eindringlichkeit und peinlicher Exaktheit zu charakterisieren bestrebt ist. In der Kantate zum fünfzigjährigen Jubiläum der Hochschule Zürich erscheint die Universität als Tempel, wo Weise noch in schneeigen Lokken an „fernen Altären“ die Wacht halten, während andere „als Bürger ergrauend“ zum Forum schreiten. Mit sichtlichem Stolz berichtet der grüne Heinrich, wie sein Vater bald im Mittelpunkt eines weiten Kreises von Bürgern gestanden, für Schulen und Wohlfahrtseinrichtungen wirkend, und in der Person von Annas, der Geliebten, Vater fällt schöner Glanz auf eine abgeklärte, stille und edle Lehrergestalt. Liederliche Patrone kennt der Dichter unter den Schulmeistern auch, wie etwa Peter Gilgus im Grafenschloß, aber wo der Schulmeister nichts kann, kann's ein anderer. Staatsbürgerliche Belehrung, um unser Modewort zu brauchen, geht von Leuten aller Berufe aus. Wie meisterlich kann's im „Wahltag“ der alte Berghansli; wie saftig und eindringlich ermahnt er seine Enkel, für das Gemeinwohl etwas zu tun und die Bürgerpflichten ernst zu nehmen! „Ueberlaßt nur“, ruft er aus, „fünfzig Jahre lang die Bestimmung eures Schicksals einigen wenigen fleißigen Männchen, die nicht zu faul sind, in die Gemeinde zu laufen, so werden euch die schon eine Verfassung machen, welche

euch der sauren Mühe des Lebens enthebt, ihr Nachtkappen, die ihr euch so davor scheut, als ob man euch in der Kirche die Nase abschneiden wollte! ...“ In der Frau Regel Amrein ist es bekanntlich die Mutter, die alle erzieherischen Vorteile vereinigt: Tüchtigkeit, Lebensmut, gesunden Instinkt und seltene Klugheit. Sie weiß Familie und Staat in ihren tiefen Bezügen und Abhängigkeiten zu erfassen, eine bedeutende Frau, die sich noch im Tode stolz ausstrecken darf, weil sie in aller Schlichtheit groß gelebt.

Wäre aber Gottfried Keller nur der Verherrlicher unseres Landes, seiner Landschaft, Geschichte und Einrichtungen, er wäre weder ein großer Dichter noch für uns wirksamer Erzieher. (Vielleicht wäre er etwas häufiger gelesen.) Denn Dichter ist einer nicht nur, weil er gestalten kann, sondern weil er sehen, erleben muß, weil er erschüttert wird, wo andere vorüber gehen. Schon Pestalozzi weiß, daß sehen, durch den Schleier auf den Grund sehen, leiden bedeutet. Keller drückt das auf seine Art aus. „Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind, aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt?“

Als eigentlichen kritischen Schweizerspiegel muß man Kellers „Martin Salander“ bezeichnen, ein Alterswerk, 1886, rund dreißig Jahre nach den Seldwyler Novellen erschienen. Wie sieht da Helvetia aus! Langweilige Häuser, verstaubtes Bauland, Sonntage voller Tanzmusik, Betrieb, Lärm, ange-trunkene, balgende Halbwüchsige, Schwindler und Bettler auf den Straßen, Strebertum, Reklame, Spekulation und Landflucht. Dazu jener schmierige Geschäftspatriotismus, der sich nicht scheut, Hohes und Heiliges dem Niedersten vorzuspannen. Das politische Leben zerfällt in ungesunde Parteiwirtschaft; Cliques und Maulbraucher haben die Geschicke des Landes in Händen. Bezeichnenderweise heißt das Gasthaus, in dem alle Parteien und Vereine tagen, zu den „Vier Winden“, und die jungen Weidlich würfeln einfach aus, wer sich zu den Demokraten und wer zu den Altliberalen schlage. Aber ich will die Beispiele für das graue Gemälde nicht häufen, sondern lediglich berühren, was sich auf Erziehung und Bildung bezieht.

Pestalozzi hat gesagt: „Europens Volk genießt in Rücksicht auf die Fertigkeiten, die der Mensch bedarf, um durch eine gute Besorgung seiner wesentlichsten Fertigkeiten zur innern Zufriedenheit zu gelangen, auch nur keiner Spur eines öffentlichen und allgemeinen Regierungseinflusses; es genießt in keinem Stücke eine öffentliche Bildung zu Fertigkeiten, ausgenommen zu dem Menschenmord, dessen militärische Organisation alles verschlingt, was man dem Volke oder was das Volk sich selber

schuldig ist.“ — Ei, da sieht es in Salanders Schweiz anders aus! Da gibt es Hunderte von ausfliegenden Kinderschulen, aufblühende Schulen, wo eine „Art Heimatkunde“ eingeführt ist, kurz, Ausbildungsmöglichkeiten die Fülle. Martin Salander, alt Sekundarlehrer, hofft noch eine bedeutende Verlängerung der Ausbildungszeit jedes Schweizers zu erleben. „Bedenke doch nur, wie sich der Stoff häuft!“ Nach dem täglichen Schulbesuch bis zum 15. Jahr der allgemeine Sekundarschulunterricht, dann Fortbildung in mathematischen Fächern, im sprachlichen Ausdruck, Kenntnis des tierischen Körpers, Gesundheitspflege, vermehrte Landeskunde und Geschichte. Daneben Turnen und Exerzieren, Schießübungen, Gesang und Musik, „letztere insofern sich in einer Gemeinde genug Knaben finden, die zum Spielen von Blasinstrumenten, den Trägern der heutigen Volksmusik, veranlagt sind...“ Im 18. Jahr beginnt die gründliche Beschäftigung mit Verfassungskunde. Selbstverständlich wird auch die „Handfertigkeit“ gepflegt, damit jeder lernt, sich einen schlichten Tisch oder eine Bank zu zimmern. Die Mädchen sind auch nicht vergessen. Obligatorische Kochschule auf Staats- und Gemeindekosten gehören ins Programm der Mädchenerziehung; Frauenkommissionen zur Beratung sind vorgesehen usw. — Uebrigens findet sich Kritik dieser Art nicht nur im Salander. Im „Schmied seines Glückes“ gibt es eigentliche Bildungsfabriken. Da kommen die Seldwyler auf einen herrlichen Erwerbszweig. Sie machen alle Mädchen zu Erzieherinnen und senden sie in alle Welt. Kluge und umkluge, gesunde und kränkliche Kinder werden in dieser Weise zubereitet in eigenen Anstalten und für alle Bedürfnisse. Wie man Forellen verschiedentlich behandelt, sie blau absiedet oder bäckt oder spickt usw., so wurden die guten Mädchen entweder mehr positiv christlich oder mehr weltlich, mehr für Sprachen oder mehr für die Musik, für vornehme Häuser oder für mehr bürgerliche Familien zugerichtet, je nach der Weltgegend, für welche sie bestimmt waren und von wo die Nachfrage kam. Das seltsamste aber, für alle diese Zweckbestimmungen verhielten sich die Seldwyler vollkommen neutral. Gut, da haben wir's! Bildungsindustrie! Frau Marie Salander lacht über den Bildungsfimmel ihres Mannes; auch wir tun's. Ob wir aber laut lachen dürfen? Wer wollte leugnen, daß wir heute kranken an Stoffüberhäufung, Stoffüberschätzung, an Theorie-Sucht, Ueberschätzung des leeren Wissens, daß unsere Schulen satt machen statt suchend, eingebildet statt bescheiden, daß wir geschult und vornehm als deckungsgleich schätzen. Man studiert, um im Stand zu steigen, man lernt fürs Examen und die Noten. Sind wir nicht auch manchmal übereifrig in Heimatkunde, Heimatpflege, Heimatgeschichte, machen aus staatsbürgerlichem Unterricht und „geistiger Landesverteidigung“ eine Weltanschauung und Religion. Dann

wird die Heimat zum Götzen oder zum Mythus, wie man heute sagt.

Da ist dann freilich Keller ein „grober Gast“. Er weiß, was man überhebt, das fällt; alles was lebt, kann sterben, und in dieser Erkenntnis wird er bescheiden und — macht bescheiden. Der Heimatzauber wird vom Winde fortgetragen, und die große Verpflichtung steht beängstigend vor uns. Man zitiert immer wieder die schöne Rede Hedigers aus dem „Fähnlein“. Ich gestehe, daß mich eine andere Stelle mehr und immer wieder ergriffen hat, die Rede Frymanns. Er führt aus, es gezieme dem Menschen in beschaulicher Stunde das sichere Ende seines Vaterlandes ins Auge zu fassen, damit er die Gegenwart desselben um so inbrünstiger liebe, da doch alles vergänglich und dem Wechsel unterworfen auf dieser Erde. Ein Volk, das wisse, daß es einst nicht mehr sein werde, nütze seine Tage um so lebendiger, lebe um so länger und hinterlasse ein rühmliches Gedächtnis, „denn es wird sich keine Ruhe gönnen, bis es die Fähigkeiten, die in ihm liegen, ans Licht und zur Geltung gebracht hat, gleich einem Manne, der sein Haus bestellt, ehe er dahin scheidet.“ Man beachte die Stelle mit dem herrlichen Schluß, ein Wort von wundersamer Schlichtheit und biblischer Größe.

Der Dichter weiß, unsere Aufgabe ist nicht vollendet, die Fähigkeiten sind noch nicht ans Licht gebracht. Noch lebt die Demokratie nicht vom Geiste, der am Ewigen orientiert wäre, noch ist die Würde des Menschen nicht erhöht, die freiwillige Bindung in wahrer Gemeinschaft, aber auch Schutz dieser Gemeinschaft und Schutz des Einzelnen, Ordnung, Recht und Menschlichkeit nicht erreicht; noch sind die Anfangsworte unseres Bundes „Im Namen Gottes“ allzu oft tönerne Schelle. Denn die Aufgabe ist riesengroß, und wir sind eben Menschen.

„Welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welch Unkraut blüht da lustig durcheinander, und alles ist gut und herrlich und ans Herz gewachsen; denn es ist im Vaterland.“ Wie wundervoll hat sie Keller geschildert, die Schlauköpfe und die Mondkälber, das Unkraut und das Edelgewächs! Man denke an die Kammacher, den Glücksritter John Kabys, an den melancholischen Schneider, an all seine Frauengestalten, Fides, Lydia, Küngolt, an Heinrichs Mutter oder Anna Margarete Landolt. Trotz des vielzitierten Wortes von den Frauenbildern, wie die Erde sie nicht trägt, darf man sagen, daß seine guten Frauen nicht unerreichbare Ideale, sondern gute Vorbilder sind. Sie sind keine Heldeninnen. „Keine Romane mehr“ ruft Nettchen, sondern ein Leben voll einfacher Tätigkeit. Keller schätzt an den Frauen Gesundheit, Ehrlichkeit, Freimut, Kraft, warmes Gefühl; er haßt Verlogenheit, Gesprenztheit, hohles Verstandeswesen, Kleinlichkeit

und Ueberhebung. Die ethische Tüchtigkeit und Sauberkeit, die Unbestechlichkeit in allen menschlichen Fragen, die feinste Psychologie, die Nietzsche mit der Dostojewskis vergleicht, die Echtheit jeder Figur, jedes Details, jedes einzelnen Satzes, das macht Keller zum großen Dichter und Erzieher. „Es liegt mein Stil in meinem persönlichen Wesen: ich fürchte immer, maniriert und anspruchsvoll zu werden, wenn ich den Mund voll nehmen und passioniert werden wollte“, schreibt er einmal. Und in jedem Satze schlägt sein reiches Herz, strahlen seine Güte, das verstehende Lächeln und der tiefe Glaube, der sonnende Humor, der alles durchwärmst.

„Mit all euren Schätzen  
Lagert euch herum,  
Wendet eure Fetzen  
Vor mir um und um.  
Daß durch jeden Schaden  
Leuchten ich und dann  
Mit dem goldenen Faden  
Ihn verweben kann.“

Wie wunderbar er die Kinderseele versteht, zeigen besonders das „Meretlein“ und viele Stellen im „Grünen Heinrich“, der ja ein eigentlicher Bildungsroman ist.

Eines kann kein Vortrag und kein Aufsatz vermitteln: die sprachliche Form und Schönheit; sie

aber gehören selbstverständlich zum Werk Kellers. Nirgends etwas Unechtes, Gespreiztes, Kokettes; alles ist einfach, wahr, durchgefühlt und durchgedacht, alles Sinnliche warm und sommerlich reif und doch durchgeistigt. Seine Phantasie ist im Sinne Goethes exakte Phantasie; Unmögliches, etwas was der Mutter Natur zuwider wäre, kommt nicht vor. Die schöne Hexe, die durch den Schornstein fährt, ohne die blanken Schultern zu schwärzen, der tanzende König David mit dem singenden Engel, der das Notenblatt mit rosigen Zehen hält, die Musen, die an „himmlischen Quellen der obern Bergpartien“ auf kleinen Melkstühlen sitzen, wer hätte daran auszusetzen! In seinem Werk geht man wie durch einen reifen Sommertag; der große, stille Strom seiner Prosa, mit Schönheit und Ewigkeit befrachtet, fließt gleichmäßig daher und macht reich und still.

Und das letzte! Es ist im Grunde eines, was diesen großen Menschen begnadet, und was aus seinem Werke leuchtet; wir nennen es mit dem abgegriffenen, verbrauchten Wort: Liebe! Darum vor allem ist dieser Dichter Erzieher. Liebe zur Natur, zu den Menschen, Liebe zum Vaterland. „Wie so innig, feurig lieb ich dich!“ Das geht durch alle seine Gedichte, seine Erzählungen, seine Briefe; sie sind Lobpreisungen des Lebens. So ist Gottfried Keller da, daß wir uns, nach einem Worte Spittlers, an ihm emporschämen.

## Das Weltbild des Kindes · Willensleben und sittliche Haltung.

Von Reg.-Rat Dr. WILHELM HANSEN.

### Kraftbewußtsein.

Das reife Kindesalter ist sich seines Könnens bewußt. Auf der Höhe des Kindseins angelangt, in langsamer Entwicklung körperlich und geistig gefestigt, in Auseinandersetzung mit der Realität erprobt, weiß es, daß es mit den Aufgaben, denen die Kindheit zugänglich ist, fertig wird. Vor allem den Knaben der ausgehenden Hauptphase pflegt ein betontes Kraftbewußtsein eigen zu sein. Diese Kraft einsetzen zu können, ist Bedürfnis.

Zielhandlungen werden nun zwar ökonomischer und ruhiger als früher, aber mit um so größerer Spannung durchgeführt. Im Gang des reifen Knaben steckt schon Festigkeit, in seinem Lauf Zähigkeit, in seinen körperlichen Arbeiten und Übungen Energie und Schwung. Er hat Freude an der eigenen Kraft und sieht seinen Stolz in ihrer Bewährung. Daher liebt er Spiele, in denen er durch persönlichen Einsatz etwas leisten und sich durchsetzen, in denen er seine Kraft mit anderen messen kann. In der Art dieser Interessen unterscheidet er sich vom Grundschulalter. Auch die jüngeren Schuljahre lieben zwar schon das Fußballspiel, um dieses beliebteste Kampfspiel als Beispiel zu nehmen. Aber es ist ihnen noch Gelegenheit zu mehr

oder weniger undifferenziertem Tummeln. Das Oberstufenalter jedoch gewinnt schon Sinn für sportmäßige Spieldurchführung. Der Handlungsdrang wird mehr gebändigt und beherrscht, um in der regelbestimmten Funktion desto energischer eingesetzt zu werden. Ueberhaupt gewinnt dieses Alter Verständnis für Sport und turnerische Übungen. Es überblickt sein Tun genügend und erlebt es abständlich genug, um es mit vorgenommenen Leistungen vergleichen und danach abstimmen zu können. Damit wächst es über das Niveau der naiven Bewegungslust hinaus und wird reif zum bewußten Bewegungstraining.

Doch läge ein Verkennen der Wesensart des Kindes vor, wenn man sein kraftvolles Handeln ganz in die Formen des Erwachsenensportes einfangen wollte. Die isolierte Pflege des turnerischen und sportlichen Leistens würde der ganzheitlichen Einbettung seines Kraftstrebens nicht gerecht. Kraftvolle Aktivität kann und will der Junge überall entfalten, wo ihn in seiner kindlichen Weltsicht Aufgaben locken. Und wenn Körperübungen auch das bevorzugte Betätigungsfeld bieten, so ist ihr Reiz doch gesteigert, wenn sie in komplexere Handlungszusammenhänge verflochten sind. Dabei üben die